

wie seit jeher. Zwar bringen die Unis heute Lehrerinnen mit einem Sinn fürs Balltreten hervor, doch dem Mädchenfußball nützt das nichts – der Pädagogen-Nachwuchs wird nicht eingestellt.

Schuld an der Misere sind, zum anderen, auch die hergebrachten Vorurteile in den Köpfen der Eltern. Symptomatisch und auch für heute noch typisch ist der Fall Martina Voss: Die 21jährige Star-Stürmerin des Bisanz-Teams hatte „jahrelang Knatsch“ mit der Mutter, mußte sich mit Tischtennis begnügen und setzte erst als Teenager ihren Willen durch: Mit 15 trat sie erstmals für den KBC Duisburg an und spielte ein Jahr später in der Nationalmannschaft.

Um die Bedenken von Müttern und anderen Zweiflern zu beseitigen, will der DFB sein bewährtes Mittel einsetzen: Geld. Eine zweigeteilte Bundesliga soll von 1990 an für mehr Fernsehaufmerksamkeit sorgen, und damit mehr Geldgeber anlocken. Vorbild ist der Spitzenklub TSV Siegen, wo der Trainer beste Kontakte zur heimischen Wirtschaft hat und daher ein Jahresetat von 150 000 Mark bereitsteht, für Damenklubs ein absoluter Spitzenwert.

Die Damen träumen von mehr. Nicht wenige würden, wie etwa Martina Voss oder Spielführerin Silvia Neid, „ganz gerne“, Amateurästhetik hin oder her, in einer Profi-Liga spielen. Da ist es egal, daß der DFB-Chef Neuberger ganz rigide sagt: „Solche Überlegungen gibt es bei uns nicht.“ Die Siegerin Silvia Neid hat vergangenes Jahr vom großen Ruhm gekostet – und es nicht so schlecht gefunden.

Damals schoß die Stürmerin ein besonders spektakuläres Tor gegen die Damen von Bayern München und kam in die Endauswahl für das ARD-„Tor des Monats“. Sie siegte souverän und überlegt sich, von Fans per Telefon des öfteren nachts belästigt, „ob ich mir nicht eine Geheimnummer zulege“.

Ihre Team-Kameradin Martina Voss wandelt sogar schon auf den Spuren von Rudi Völler und Diego Maradona. Vom nächsten Jahr an spielt sie in einem Profiklub in Rom oder Neapel, „wenn das Finanzielle stimmt“.

DOPING

Barer Unsinn

Der Kölner Biochemiker Manfred Donike, als „Doping-Papst“ weltweit gerühmt, zeigt merkwürdige Ermüdungserscheinungen im Kampf gegen Anabolika.

Über Jahre hinweg festigte Manfred Donike seinen Ruf als unnachsichtiger Fahnder im Anabolika-Sumpf des Sports. Der Honorarprofessor der chinesischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften in Peking und Träger des „Goldenen Bandes“ der Berliner

Sportpresse wird angesichts seiner unfehlbaren Analysen in aller Welt nur ehrfurchtsvoll der „Doping-Papst“ genannt.

Der Kölner Biochemiker entlarvte immer neue Tricks der Pillen- und Spritzen-sportler, warnte vor „hohen Dunkelziffern“. Wie recht er hatte, belegt seit Wochen jener Untersuchungsausschuß im kanadischen Toronto, der im Dopingfall des Sprinters Ben Johnson ermittelt: Athleten, Ärzte und Trainer bestätigten Donikes Theorie der weltweiten Praxis des gezüchteten Athleten.

Doch ausgerechnet jetzt, da der Kampf für den sauberen Athleten womöglich in eine erfolversprechende Phase tritt, zeigt der Professor rätselhaft Ermüdungserscheinungen. Donike, der bislang seinen Forscherstolz gern

Bei einem zweiten Gespräch, unmittelbar vor Hellers Zeugenauftreten, wollte Donike von seinen März-Thesen nichts mehr wissen. Heller („Ich weiß doch, was ich gehört habe“) breitete sie dennoch unter Eid in Toronto aus, verschwieg auch das Dementi nicht. In der Fernsehrunde warf der Professor („Barer Unsinn“) dem Journalisten fehlendes Fachwissen vor und beteuerte immer wieder: „Ich habe nie eine Prozentzahl genannt.“

Das stimmt nicht. Bereits in Seoul, einen Tag nach der Disqualifikation Johnsons, saß Donike im VIP-Raum des Reiterstadions und referierte über seine neue, noch nicht anerkannte Methode. Während draußen Deutschlands Springreiter Mannschaftsgold gewannen, rechnete der Dopingfahnder aufgrund einer



Doping-Fahnder Donike: „Chance zur Wahrheit verpaßt“

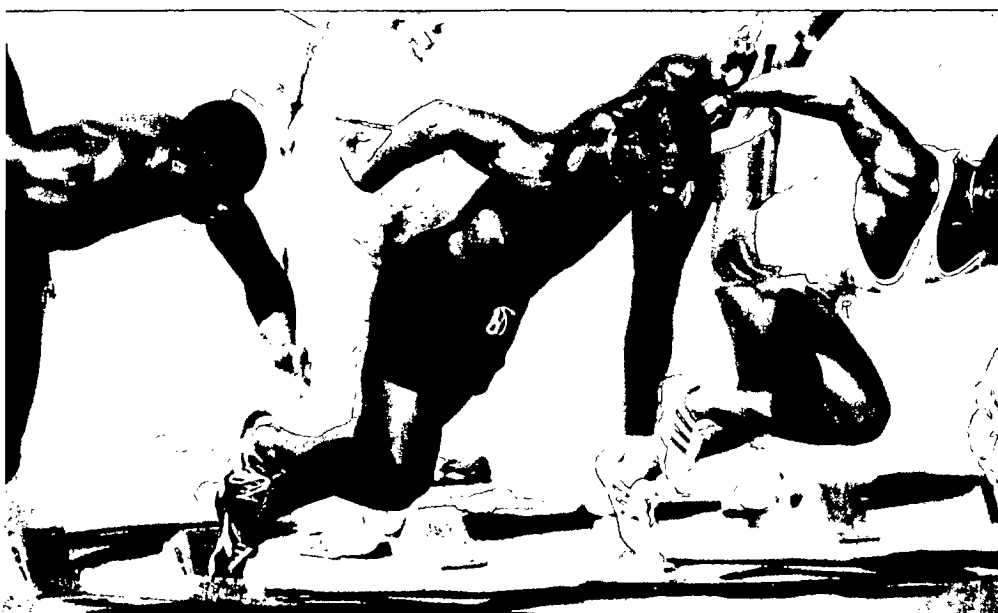
öffentlich gemacht hatte, erweckt auf einmal den Eindruck des berühmten Hundes, der zur Jagd getragen werden muß.

So erlebten Millionen bundesdeutsche Fernsehzuschauer im „Aktuellen Sport-Studio“ des ZDF eine eigentümliche Diskussion zwischen Donike und dem ZDF-Leichtathletikexperten Bernd Heller. Der TV-Mann hatte in Toronto als Zeuge über ein Telefonat berichtet, das er im März mit Donike geführt hatte. Dabei habe ihm der Wissenschaftler erklärt, eine von ihm neu entwickelte Nachweismethode, das Erstellen von „Steroid-Profilen“, ergebe bei einer nochmaligen Analyse der Urinproben von den Olympischen Spielen in Seoul ein dramatisches Ergebnis: Bis zu 80 Prozent aller bei Olympia getesteten männlichen Athleten (pro Wettkampf sechs) hätten vor den Spielen Anabolika genommen.

„ersten und oberflächlichen Auswertung von insgesamt 1600 Dopingproben“ hoch, daß bis zu 30 Prozent der Athleten verbotene Stoffe nähmen – „unterschiedlich nach Sportarten, aber durchgehend in den Medaillenrängen“. Den Anteil der Proben, die nach der neuen Methode als positiv einzustufen seien, bezeichnete er zwei SPIEGEL-Redakteuren gegenüber mit „50 Prozent, eher mehr“.

Kenner der Szene, wie etwa der ehemalige Mittelstreckler Paul-Heinz Wellmann, wunderten sich denn auch über Donikes Sport-Studio-Auftreten „als das Schlappste, was ich je gesehen habe“. Der Kölner Professor habe eine „einmalige Chance verpaßt, die volle Wahrheit auf den Tisch zu legen“.

Donike berief sich statt dessen auf Formalien. Seine Untersuchung müsse zunächst der Medizinischen Kommission des Internationalen Olympischen



Doping-Sünder Johnson (M.): „Wie bei Frankenstein zu Hause“

Komitees (IOC) vorgelegt werden, dann erteile das IOC die Erlaubnis zur Veröffentlichung – oder auch nicht.

Fraglich ist nämlich, ob die Olympia-Organisatoren um den schier allmächtigen Juan Antonio Samaranch ein Interesse daran haben, daß Donike neue Doping-Befunde veröffentlicht.

Der spanische IOC-Chef hat die Olympische Bewegung inzwischen auf einen einzigen Sockel gestellt: das große Geld. Konzerne und Fernsehorganisationen aber zeigen sich zunehmend irritiert, daß der vermeintlich imagefördernde Sport mit dunklen Doping-Machenschaften in Verbindung gebracht wird.

So kündigte Mercedes bei der Vorstellung seines neuen Sportförderungsprogramms gleich schon den Ausstieg an, falls Doping im deutschen Sport mit ins Spiel komme. Bei Bayer in Leverkusen müssen alle Übungsleiter mit Entlassung rechnen, falls ihre Athleten spritzen. Und selbst der Sportartikelhersteller Adidas, nur an Siegertypen interessiert, hat in die Sponsorverträge eine Drogenklausel eingebaut.

So scheiterte auch ein erster Rehabilitierungsversuch für Johnson. Der kanadische Eishockey-Star Wayne Gretzky hatte den Sprinter zu einem Wohltätigkeits-Tennisturnier eingeladen. Weil aber Sponsoren um ihren guten Ruf fürchteten, mußte Gretzky dem gestrauchelten Olympiasieger wieder absagen.

Derlei Empfindlichkeiten der Geldgeber werden mit immer neuen Horrormeldungen aus Toronto weiter gereizt.

Zuletzt befand der US-Arzt Robert Kerr vor dem Untersuchungsausschuß, in den Trainingscamps gehe es zu „wie bei Frankenstein“ zu Hause. So werde im Ostblock auch mit kleinen Dosen Strichnin als Stimulanz unmittelbar vor dem Wettkampf experimentiert. Und er

allein habe 4000 Athleten aus 20 Ländern mit Steroiden gepusht.

Durch die Untersuchung in Kanada, gibt auch IOC-Sprecherin Michèle Verdier zu, verlieren die Olympischen Spiele „ganz klar an Wert“.

Aber das kann Juan Antonio Samaranch keineswegs zulassen, hat er seit seinem Amtsantritt 1980 als IOC-Präsident die damals kränkelnde Organisation doch zu neuer Blüte geführt. Allein in den letzten vier Jahren erlöste Samaranch rund 1,5 Milliarden Mark mit den Spielen – er hat sie schlicht an das Fernsehen und die Konzerne verkauft. Und der Boom hält an: Für den nächsten Planungszeitraum bis zu den Spielen in Barcelona offerieren die Sponsoren gar 150 statt wie bisher 120 Millionen Dollar für die Vermarktung der fünf Ringe.

Samaranch und sein Hofstaat werden inzwischen überall als Dukatenesel empfangen. Erstmals erhielten die Nationalen Olympischen Komitees in Calgary und Seoul pro Athlet ein Antrittsgeld. Und Städte investieren bis zu 30 Millionen Mark nur in die Bewerbung als Ausrichter der Spiele.

Angesichts der blühenden Geschäfte haben die IOC-Oberen ein heftiges Interesse daran, die Meldungen aus Toronto herunterzuspielen.

Die Vorgänge in Kanada, sagt IOC-Direktorin Michèle Verdier, hätten in der Olympia-Zentrale in Lausanne „noch keinen beunruhigt“. Und niemand wisse doch, ob denn auch „wirklich alle die Wahrheit gesagt haben“. Für Maßnahmen des IOC sei es „noch viel zu früh“.

Die Verschleppungs-Taktik des IOC würde in der Tat empfindlichen Schaden nehmen, wenn „Doping-Papst“ Donike nun öffentlich mitteilte, daß 50 oder 80 Prozent der Urinproben von Seoul positiv gewesen seien. Mehr als durch den

Ausschuß in Kanada, der den Einzelfall Johnson behandelt, wäre Olympia als großes Chemiefest desavouiert.

Unklar ist, inwieweit Samaranchs IOC den Kölner Professor bei seinen Veröffentlichungen hemmt oder stützt. Während die IOC-Sprecherin vehement bestreitet, daß die Olympia-Organisation Donike an der Kölner Sporthochschule mitfinanziert, ist der in Köln zuständige Experte ganz anderer Ansicht. Der Leiter der Haushaltsabteilung der Sporthochschule Köln räumt ein, daß es „Drittmitel, auch vom IOC“, für Donikes Institut gibt.

Der Professor selbst läßt auf eine entsprechende Frage ausrichten: „Das geht Sie gar nichts an.“

TRAINER

In der Klosterschule

Der deutsche Ex-Nationalspieler Uli Stielike soll den Schweizer Fußball zu neuen Höhen führen. Der Anfang war vielversprechend.

Zu Ruhm und Ansehen in der Fußballbranche kam Ulrich, genannt Uli, Stielike durch schnörkelloses, ruhiges Spiel.

Mittwoch vergangener Woche, am Spielfeldrand im Basler St.-Jakob-Stadion, gebärdete sich der 34jährige Badener wie ausgewechselt. Wild fuchtelnd zog er Kreise in die Luft, setzte nach unkontrollierten Hüpfen zu einem ekstatischen Sprint bis zur Eckfahne an, wo ihn schließlich der Abpfiff des Schiedsrichters stoppte: Unter ihrem neuen Trainer Uli Stielike hatte die Schweizer Fußball-Nationalmannschaft nach einer langen Serie von Mißerfolgen ausgerechnet gegen die samftfüßigen Stars Brasiliens mit 1:0 gewonnen.

In der ersten Aufwallung sprach der 42fache bundesdeutsche Nationalspieler von „einem historischen Sieg“. Nie hatte die Schweiz zuvor gegen Brasilien gewonnen. Als Stielike sich gefangen hatte, fand er zu seiner vertrauten, etwas reduzierten Art zurück: „Jeder“, so Stielike nach der Trainer-Premiere, „hat nur das getan, was er tun sollte.“

Wieder einmal scheint es einem Deutschen zu gelingen, die als etwas müde geltenden Schweizer Berufsfußballer auf Trab zu bringen. So führte der später verstorbene Kölsch- und Taktikexperte Hennes Weisweiler die einst harmlosen Grasshoppers aus Zürich zu Meisterschaft und Pokalsieg; Helmut Benthaus gewann mit dem FC Basel siebenmal den nationalen Titel und zweimal den Cup, Helmut Johannsen reüssierte mit St. Gallen im Europapokal.

Vorletzte Woche schließlich feierte der Ex-Schalke Friedel Rausch mit dem FC Luzern die erste Meisterschaft, Kollege Ottmar Hitzfeld, früher Profi beim VfB